



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

W. v. H.: Vor dreiundzwanzig Jahren : (vergleichende Erinnerungen an die
Belagerung von Sebastopol).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vor dreiundzwanzig Jahren.

(Vergleichende Erinnerungen an die Belagerung von Sebastopol).

Wer vor dreiundzwanzig Jahren schon ein eifriger Zeitungsleser war, der wird sich erinnern, wie gerade um die jetzige Zeit, gegen Schluß des Jahres 1854, alle Nachrichten vom Kriegsschauplatz im fernen Osten begierig aufgenommen wurden. Wie heute Plewna, so war damals Sebastopol in Aller Munde. Am 14. September waren die damaligen Verbündeten, Franzosen, Engländer und Türken, an den unwirthlichen Gestaden der taurischen Halbinsel gelandet; am 20. schlugen sie die Russen an der Alma und erzwangen sich den Weg nach der südlich von Sebastopol gelegenen Hochebene. In dieser Stellung, gegen etwaige Angriffe einer Entsatzarmee geschützt und in Verbindung mit ihren Flotten, hofften die Verbündeten auf eine baldige Eroberung der vor ihnen liegenden Festung. Die Südfront derselben war damals nur schwach besetzt und ein rascher Sturm wäre, wie die Russen später selbst eingestanden, vielleicht geglückt. Die tödtliche Krankheit des Kommandirenden der Franzosen, des Marschalls St. Arnaud, brachte jedoch Stockung in die Unternehmungen und ebenso wurde auch durch die späteren, wenn auch mißlungenen Angriffe der Russen, — Balaklava und Inkerman —, die Entscheidung verzögert. Als dann aber in den Novembertagen der Regen in Strömen herniedergoß und die ganze Gegend unter Wasser setzte, als die in den Reihen der Verbündeten durch Kugel und Krankheit gerissenen Lücken nicht so schnell wieder ausgefüllt werden konnten, während sich die Feinde immer mehr verstärkten, da konnte von einem Sturm nicht mehr die Rede sein. Das „Zuspät“, das so häufig in der Politik, wie im Kriege eine verhängnißvolle Rolle spielt, machte sich auch hier geltend.

In ähnlicher Lage wie vor dreiundzwanzig Jahren die Russen in Sebastopol, auf einer Seite eingeschlossen, auf der anderen noch in freier Verbindung mit dem Hinterlande, befanden sich noch vor wenig Wochen die Türken in dem Winkel zwischen Wid und Krimiza. Nachdem ihnen jede Verbindung sowohl

mit Sophia, wie mit Wididin abgeschnitten worden ist, hat sich allerdings die Situation wesentlich verändert.^{*)} Nichtsdestoweniger lassen sich noch eine Menge von Vergleichungspunkten zwischen damals und jetzt aufstellen und sie bestätigen in vielen Stücken den bekannten Ausspruch, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt.

Wenn wir Deutschen auch vorläufig dem großen Duell, das im Orient ausgefochten wird, mit einer gewissen Seelenruhe zuschauen können und uns vor allen Dingen durch das Gespenst des Panславismus nicht graulich machen lassen sollten, so ist doch heute wie damals die äußerlich neutrale Welt in zwei Parteien gespalten, in Russophilen und Turkophilen. Wie speciell ein Deutscher sich am Halbmond, mit all' seinem geborgten Licht erwärmen kann, ist uns allerdings, vom historischen wie sittlichen Standpunkte aus, schwer verständlich. Wenn es Leute giebt, welche für Uemas und Softas eine gewisse Zärtlichkeit empfinden, so ist das nur ein Beweis, welche Geistes- und Gemüthsverwirrungen der Kulturkampf bereits zu Wege gebracht hat. Gerade sie, die geistlichen Janitscharen des Osmanenreichs, sind es, welche immer wieder die Gemüther umfassen und den heiligen Krieg predigen, welche eine, wenn auch nur geduldete Gleichberechtigung der christlichen Weltanschauung, unter der Herrschaft des Halbmondes unmöglich machen. Als am 31. Juli 1853 durch die sogenannte Wiener Note den Russen eine goldene Rückzugsbrücke gebaut werden sollte, da verhinderten jene Koranausleger die Annahme eines Vergleichs. Am Vorabende des Beiramfestes drangen sie in die geheiligten Gemächer des Großherren und stellten ihm die Wahl zwischen Abdankung und Krieg. Und der Krieg ward erklärt! Erinnern wir uns an das jüngst Erlebte, und es bedarf keines weiteren Kommentars.

Auch in Bezug auf die anfängliche Kriegführung der Russen in beiden Feldzügen finden wir solche Analogien, insofern nicht bestimmte strategische Erwägungen, sondern vielfach andere Rücksichten auf die Operationen dominirenden Einfluß gewannen.

Am 2. Juli 1853 gingen die Russen mit 80,000 Mann über den Pruth, um die Moldau und Walachei in Pfandbesitz zu nehmen. Nach der Kriegserklärung der Pforte operirten sie zögernd am linken Ufer der Donau und fochten unglücklich bei Kalaphat und Oltenizza. Erst im März 1854 wagten sie, die Donau zu überschreiten; es erfolgte die Belagerung von Silistria, jedoch schon Ende Juli wurde sie wieder aufgegeben; und in Folge der drohenden Haltung Oestereichs ging die ganze russische Armee wieder über die Donau zurück und räumte die Fürstenthümer. Ein bestimmter, klar in's Auge gefaßter

^{*)} Plewna ist während des Druckes dieses Artikels gefallen.

Kriegsplan hatte gefehlt, man stand eben unter dem Einfluß wechselnder politischer Erwägungen. —

Nachdem am 27. Juni d. J. der Uebergang der russischen Armee über die Donau begonnen hatte, streiften schon am 25. Juli Gurkos Kosaken und Dragoner im Maritza-Thale. Der mittlere Balkan und alles Vorgebiet nördlich bis zur Donau, südlich bis zur Maritza, schien um diese Zeit für die Türken verloren. Vergewenwärtigen wir uns jedoch jetzt mit kühler Ruhe die Situation, wie sie Mitte Juli auf dem Kriegstheater stattfand: nachdem die Russen Nicopolis erobert hatten, besaßen sie am rechten Donauufer eine Basis, die, circa 13 Meilen breit, vom Einflusse der Osma bis zur Mündung des Tom reichte. Alle festen Plätze am rechten Donauufer waren noch in Händen der Türken, namentlich Rustschuk in höchst unbequemer Nachbarschaft der russischen linken Flanke. Ebenso bedrohlich für diese war die türkische Armee, welche sich bei Rasgrad sammelte und verschanzte. Was sich nun in dieser Zeit in Westbulgarien jenseits des Wid zutrug, darüber war man im russischen Hauptquartier in voller Unkenntniß, denn erst am 17. Juli Abends ging dort die erste Meldung ein, daß größere feindliche Streitkräfte gegen Plewna in Anmarsch wären. Schon um diese Zeit hatte sich die russische Armee auf einem großen Flächenraum zersplittert. Man wollte Rustschuk bezwingen und gleichzeitig über den Balkan gegen Adrianopel operiren. Dazu hätte es aber zweier großen selbstständigen und von einander unabhängigen Armeen bedurft. Ganz abgesehen von der unterlassenen rechtzeitigen Besetzung Plewna's, dessen Bedeutung von den Russen zu spät erkannt wurde, durften sie an weit ausgreifende Operationen nach dem Süden nicht eher denken, bis die Armee bei Rasgrad aus dem Felde geschlagen und Rustschuk in ihren Händen war. Die Natur des Kriegsschauplatzes mit seiner Unwegsamkeit, der Mangel an Subsistenz- und Transportmitteln in den bereits hart mitgenommenen Landschaften, die Schwierigkeiten der Verpflegung und des Truppennachschubs von rückwärts, dies Alles wies auf eine systematische, wenn auch langwierige Kriegführung hin. Man rechnete jedoch auf eine allgemeine, nachhaltige Erhebung Bulgariens, man glaubte den kranken Mann bereits in den letzten Zügen und unterschätzte die Widerstandsfähigkeit der fanatisirten türkischen Armee im offenen Felde. Die Folgen solcher Täuschungen und falscher Combinationen haben wir erst kürzlich erlebt.

Diese und ähnliche Betrachtungen überfamen uns, als wir vor kurzem das neueste Werk über den Krimkrieg, „Histoire de la guerre de Crimée par Camille Rousset“, wir dürfen gleich vorweg sagen, mit dem höchsten Interesse lasen. Es ist dies ein vortrefflich geschriebenes Buch, das schon mit Rücksicht auf die vorstehend gemachten Andeutungen, der allseitigen Beachtung empfohlen werden kann, ganz speciell aber den militärischen Kreisen. Es zeichnet sich aus durch

eine schöne, gehaltene, wir möchten sagen vornehme Schreibweise, durch eine große Unparteilichkeit, die zwar die Schwächen, auch im eignen Heere, rückhaltslos aufdeckt, aber den Verbündeten ebenso, wie den Gegnern, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von ganz besonderem Interesse sind die vielfach eingestreuten Original = Berichte und Original = Korrespondenzen, die über Personen und Zustände ein ganz neues Licht verbreiten. Der Verfasser, wenn auch nicht Militär, giebt ein klares Bild der kriegerischen Ereignisse. Ein beigegebener Atlas mit zehn vorzüglich gezeichneten Karten gestattet nicht nur, dem Verlauf der einzelnen Schlachten und Gefechte zu folgen, sondern sich auch über die Belagerungs- resp. Vertheidigungsarbeiten vor und in der Festung im Allgemeinen zu orientiren.

Der Krimkrieg wird, wie der Verfasser in seiner Vorrede selbst sagt, jetzt in Frankreich schärfer kritisiert und mit anderen Augen angesehen, als zu der Zeit, wo die kaiserliche Regierung des militärischen Prestige bedurfte. Man ist des Glaubens, daß gerade dieser Krieg Rußland den französischen Interessen abwendig gemacht habe. Dies zugegeben, hat jedoch das Verhalten des Kaisers Napoleon zur Zeit des polnischen Aufstandes 1863 keinesfalls dazu beigetragen, das Verhältniß zu bessern. Ganz unzweifelhaft kann man jedoch den Krimkrieg in einen Kausalzusammenhang mit dem letzten Krieg gegen Deutschland bringen, und heißen die verschiedenen Etappen: Sebastopol, Solferino, Königgrätz und Sedan. Das ist sicher ein ganz wesentliches Motiv, wodurch sich die gesunkene Popularität des Krimkrieges erklären läßt, und wenn der Verfasser gelegentlich mit den Russen ein Auge spielt, so wollen wir dem patriotischen Franzosen um so weniger einen Vorwurf daraus machen, als er sich frei davon hält, sein Werk zu ungerechtfertigten Ausfällen gegen Deutschland zu benutzen. Es fehlt uns der Raum und es würde zu weit führen, wollten wir den reichen und interessanten Inhalt des Werkes eingehend besprechen, vielmehr beschränken wir uns darauf, Einzelnes herauszuheben, was unsern Leser speciell interessieren möchte, um gelegentlich wieder an die Gegenwart anzuknüpfen.

Zu den mancherlei Schwierigkeiten, die sich bald nach dem Eintreffen der Verbündeten vor Sebastopol geltend machten und eine energische Kriegsführung mindestens verzögerten, gehörte die geringe Kriegsbereitschaft der Engländer. Eine der Folgen davon waren die enormen Abgänge durch Krankheit, welche schon im Oktober den Effectivbestand der englischen Armee derart schwächten, daß der damalige Höchstkommandirende der Franzosen General Canrobert in einem Briefe am 27. Oktober an den französischen Kriegs = Minister, Marschall Vaillant, seinen Besorgnissen Ausdruck gab. Auf die mannigfachen Ursachen der mangelhaften Vorbereitung für den Krieg eingehend, schreibt er: „Während die englische Marine, blühend, populär, reich dotirt und vortrefflich administriert,

einen einzigen Chef, den Lord der Admiralität, an ihrer Spitze hat, fehlt der theils aus Princip, theils aus Oekonomie nur schwachen Landarmee, weniger gut versorgt und geringer geachtet, jede einheitliche Vertretung bei der Regierung. Argwöhnisch beobachtet durch ein auf seine Rechte eifersüchtiges Volk, ist die Armee eigentlich nur geduldet auf dem Boden des freien England, während der größte Theil derselben nach den Kolonien in die Verbannung geschickt wird.“ Die Generale, alle im vorgerückten Alter, schon während der Kriege des ersten Kaiserreichs im Dienst, waren zu ihrer Zeit gewiß tüchtige Offiziere, sie hatten jedoch viel vergessen. Die übrigen Offiziere, vollkommene Gentlemen, brav, gut instruiert, jedoch ohne die Erfahrungen, die man sich auch im Frieden aneignen kann, waren gewohnt ihre Leute nur bei größeren Uebungen zu sehen. Das Detail des täglichen kleinen Dienstes besorgten die Unteroffiziere. Auch diese lebten jedoch möglichst getrennt von der Mannschaft. Unter den verschiedenen Chargen herrschte sonach ein System möglicher Isolirung. Die Soldaten waren an ein bequemes und gutes Leben gewöhnt, die Verheiratheten in ihrer Häuslichkeit, die Unverheiratheten in ihren Tavernen. Von den Anforderungen im Lager, im Divual hatten sie keine Ahnung. Während der französische Soldat täglich nur $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch erhielt, betrug die Tagesportion der Engländer $1\frac{1}{2}$ Pfund, und doch waren die letzteren viel schlechter genährt. Man konnte häufig beobachten, wie sie nach des Tages Last und Hitze ihr Stück Fleisch, daß sie vergeblich gesucht hatten zu kochen, wegwarfen und traurig zu ihrem Brode oder Zwieback griffen. Es mag hierbei bemerkt werden, wie die Engländer funfzehn Tage nach der Landung in der Krim noch keine Zelte hatten und auf der bloßen Erde kampiren mußten. Sie wurden von allen Arten von Fiebern, von Brustkrankheiten und von der Cholera heimgesucht. Das ärztliche Personal war zu wenig zahlreich, und für den Ambulancedienst hatte man so gut wie gar keine Vorsorge getroffen. Es fehlte hier wie überall die gehörige Organisation.

Auf schönen Schiffen waren schöne Leute, schöne Pferde, eine schöne Artillerie, Munition und Lebensmittel, kurz von Allem das Beste abgeschickt worden, was man im eigenen Lande kannte und brauchte, ohne jedoch zu bedenken, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen dem liegt, was man im heimathlichen Friedensdienste bedarf und was die Kriegführung in einem entfernten, unwirthlichen Lande erfordert. „Die englische Armee“ schrieb General Canrobert, „schlägt sich mit einer Tapferkeit, die man ohne Gleichen nennen kann, sie ist aber weit davon entfernt, für den Krieg unsere schnelle Beurtheilung der Verhältnisse, unsere Gewandtheit und Findigkeit zu besitzen. Auf dem Schlachtfelde die zuverlässigsten Soldaten, sind unsere Verbündeten dagegen dermaßen unbekannt mit den einfachsten Erfordernissen des Dienstes im Felde, was die gesundheitlichen Vor-

sichtsmaßregeln, die Vertheilung der Arbeits- und Ruhestunden, die Ausführung der Belagerungsarbeiten und dergleichen mehr anbetrifft, daß ihre Existenz darunter leidet. Aber ich wiederhole nochmals, angesichts des Feindes treten diese Mängel zurück und ihre Bravour gleicht sie wieder aus.“

Sind alle diese Mängel im Verlauf von drei und zwanzig Jahren gehoben, ist die englische Armee jetzt kriegsbereit? Wir glauben es nicht. Die Regierung hat im Krimkriege, wo die englische Armee trotz aller Tapferkeit keine Vorberer einrändete, wie man zu sagen pflegt, ein Haar gefunden. Von dort her, und aus einer jedenfalls achtungswerthen Selbsterkenntniß, stammt die jetzige Friedfertigkeit. Die Erfahrungen, welche die englische Regierung bei einem vor nicht langer Zeit unternommenen Mobilmachungsversuch, so wie bei den Lagerübungen zu Aldershot gemacht hat, können unmöglich das Vertrauen zur Kriegstüchtigkeit ihrer Armee gehoben haben. Dem entsprechen auch die Urtheile des Generals Collinson und des Admirals Selwin, die vor einigen Monaten in der „Royal United Service Institution“ Vorträge hielten und unumwunden aussprachen, daß weder die englische Landmacht, wegen ihrer numerischen Schwäche und ungenügenden Vorbereitung, noch die über alle Meere zerstreute Seemacht im Stande sein würden, einer feindlichen Invasion des Inselreichs Widerstand zu leisten. Damit ist natürlich der selbständigen Führung eines auswärtigen Krieges das Urtheil gesprochen. Das „Erkenne dich selbst“ hat gewiß einen hohen Werth, wenn es der Anfang zur Besserung ist. Es hat jedoch den Anschein, als wenn eine totale Umwandlung des englischen Heerwesens, und nur eine solche könnte gründliche Abhülfe schaffen, ganz aufgegeben wäre. Offenbar glaubt man in englischen bestimmenden Kreisen vorläufig noch durch vollkommene Passivität die sicherste Gewähr für die Zukunft erzielen zu können. Ob England möge jedoch des aus dem Deutschen stammende Sprichworts eingedenk sein „Defenseless, — dishonorable!“

Um einen Begriff davon zu geben, was die Verbündeten vor Sebastapol von den Unbilden des Wetters /zu erdulden hatten und wie darunter der Gesundheitszustand leiden mußte, wollen wir hier die Schilderung eines orkanartigen Sturmes folgen lassen, der am 14. November über den Pontus Euxinus und über den Chersones dahin brauste. Gerade in dergleichen Schilderungen ist der Verfasser Meister. „Bis zum 4. November war das Wetter günstig gewesen; an diesem Tage öffneten sich jedoch die Schleusen des Himmels und der Regen goß in Strömen herab. Von da ab blieb das Wetter veränderlich und am 13. wurde es wieder entschieden schlecht. Der Wind, der in einzelnen Stößen heftig aus Südwesten blies, nahm während der Nacht an Gewalt zu. Am 14. um 7 Uhr Morgens war kein Zweifel mehr: über die Hochebenen des Chersones segte ein gewaltiger Cyclon. Seit Menschengedenken hatte die Krim,

wo ja die Stürme heimisch sind, keine solche Prüfung zu erdulden gehabt. Oben am bleifarbenen, verengten Horizont jagten die niederhängenden Wolken, welche den Boden beinahe streiften, mit der Schnelligkeit des Blitzes vorüber. Nichts konnte gegen den gewaltigen Orkan Stand halten. Von einer unwiderstehlichen Gewalt davongetragen, sah man ganze Barackenwände und Zeltsegen davonfliegen. In Hohlwege hineingebaut, und dadurch mehr geschützt, konnten einige Feldlazarethe vor der allgemeinen Zerstörung gerettet werden, aber nicht alle. Viele der Verwundeten und Kranken waren allen Unbilden des Wetters, dem strömenden Regen und dem peitschenden Sturme preisgegeben. Ohne die wahrhaft heldenmüthige und rührende Aufopferung ihrer Kameraden, würden die Unglücklichen unfehlbar umgekommen sein. Gleich wie bei einem Erdbeben wankten die festesten Bauwerke. Das Kloster St. Georg hätte, mit Kartätschen beschossen, nicht ärger verwüstet werden können. Ganze Umfassungsmauern desselben wurden umgeworfen und das eiserne Kreuz auf der Höhe der Kapelle, am Stamme gleich einer Weidenruthe zusammengedreht, blieb, auf seinem Sockel geneigt, hängen. In Sebastopol waren fast alle Dächer verschwunden und die großen Marine-Magazine vollständig abgedeckt. Die mit unendlicher Mühe und Arbeit hergestellten Belagerungsarbeiten, die Brustwehren und Laufgräben, waren von den Sturzbächen weggerissen oder mit Wasser gefüllt, so daß man kaum zu den Batterien gelangen konnte. Diesmal war die Natur stärker als die Menschen und versetzte diese in die Unmöglichkeit, sich einander zu schaden. Auf dem Lande gab es mehr Verwirrung, als wirkliche Gefahr, auf der See aber war die Aufregung nicht geringer, die Gefahr aber weit größer. Niemals hatte der Cuxinus seinen Ruf mehr gerechtfertigt. Die Meereswellen rollten riesengroß von Süd-Westen heran und ihre tiefen Höhlungen verschwanden immer wieder unter dem Staubregen, zu welchem der gewaltige Athem des Sturmes die Wogenkämme auflöste. Durch das Nschzen und Krachen der sich überstürzenden Wasserberge, durch das Pfeifen der Windsbraut hörte man den dumpfen Schall der Lärmkanonen, das waren die Hülfserufe vieler Schiffe.“

Die Verluste der vereinigten Marinen waren sehr bedeutend, am schlimmsten bei den Engländern auf der Rhede von Balaklava. Gilt Schiffe derselben gingen vollkommen zu Grunde, sieben verloren Masten und Taue. Am meisten beklagt wurde der Verlust des Schraubendampfers „Prince“. Derselbe hatte eine halbe Million Pfund in goldenen Sovereigns und, was unter damaligen Umständen noch viel wichtiger war, eine große Sendung wollener Winterbekleidung für die englische Armee geladen. Das Schiff ging mit dieser ganzen Ladung mit Mann und Maus unter. Man beklagte die Menschen, man seufzte dem Gelde nach, aber noch mehr den warmen Mänteln und Röcken. Was half es, daß man in England, als der Verlust bekannt wurde, mit allen Kräften ihn

zu erzeigen strebte? Die englischen Soldaten hatten weder Zeit noch Kraft auf die mit Schafpelz gefütterten Mäntel zu warten, — sie starben!

So brachste sich der Tod in der einen oder der andern Gestalt, auf dem Krankenlager, auf dem Schlachtfelde oder in den Laufgräben, täglich in Erinnerung. Es gehörte eine gewisse Seelengröße, ein hoher Grad von Pflichttreue und Regeneration dazu, um unter solchen Umständen sich noch einen frischen Soldatenmuth zu bewahren. Das Verhalten der Truppen in, wie vor Sebastopol war im großen Ganzen über Alles Lob erhaben. Daß jedoch bei jeder Armee, auch der besten, nicht alle Glieder von dem Holze sind, aus denen man Helden schneidet, daß es überall sogenannte Drücker giebt, das wird der am besten wissen, der je eine Kampagne mitgemacht. Das kräftigste Mittel gegen jede solche Schwächeanwandlung ist das Ehrgefühl, wesentlich ein Produkt der Erziehung. Dies vorausgeschickt, darf es nicht Wunder nehmen, daß es auch in der französischen Armee Leute gab, die mittelst Täuschungen aller Art Mittel und Wege fanden, um als krank nach der Heimath evakuiert zu werden. — Wohl aber ist es eine höchst bedenkliche und Besorgniß erregende Erscheinung, wenn auch Offiziere so weit die Ehre vergessen können, daß sie ohne zwingenden Grund den Kriegsschauplatz verlassen. Solch' böses Beispiel gaben aber französische Officiere und zwar nicht nur in vereinzelten Fällen. Daß dem so war, dafür geben mehrfache Berichte des Generals Canrobert Zeugniß. So schreibt er unter dem 12. Dezember an den Marschall Baillant: „Eine neue so eben erhaltene offizielle Meldung von einem unserer Generale, der am 30. November noch in Marseille war, bestätigt, daß diese Stadt, ebenso wie Toulon, täglich das traurige Schauspiel von pflicht- und ehrvergessenen Offizieren darbietet, die ohne triftigen Grund den Posten der Gefahr, wo ihre Soldaten noch aushalten, verlassen haben.“ Er fügt dann noch hinzu, daß viele dieser traurigen Subjekte sich nicht scheuten, in Kneipen, Caffeehäusern und an anderen öffentlichen Orten die Zustände bei der Krim-Armee in den düstersten Farben zu schildern, wodurch ein höchst nachtheiliger Einfluß ausgeübt werde. An einer andern Stelle spricht sich General Canrobert über die Gründe jener traurigen Erscheinung folgendermaßen aus: „So sehr auch das Verhalten dieser Offiziere, die sich vom Kriegsschauplatz entfernen, zu beklagen ist, verwundern darf man sich kaum darüber. Für viele derselben ist der Kriegsdienst nur ein Handwerk, das seinen Mann nährt. Umsonst würde man bei ihnen eine Gesinnung suchen, die in der Familie groß geworden, durch gute Erziehung befestigt, den militärischen Beruf adelt und diesen zum Träger der Ehre und Vaterlandsliebe macht.“ Sicher eine heilsame Lehre und Warnung für alle Diejenigen, soweit sie für Belehrung überhaupt noch zugänglich, welche die Armee, speciell deren Offizierscorps, auf einer möglichst breiten demokratischen Grundlage organisirt wissen möchten.

Noch einer Erscheinung müssen wir hier Erwähnung thun, die bis jetzt wohl noch nie so klar ans Licht gezogen worden ist, und welche, insofern man im Kriege doch auch wesentlich mit moralischen Größen zu rechnen hat, uns nicht weniger bedenklich erscheint, als die so eben besprochene. Wir wissen aus der Geschichte was es zu bedeuten hat, wenn ein Hofkriegsrath vom grünen Tische aus Schlachten liefern will. Fast noch gefährlicher aber halten wir es, wenn nicht direkte Befehle, sondern gute und schlechte Rathschläge aus dem Kabinet, so wie Machinationen aller Art sich in die Heeresleitung einmischen. Sowohl Canrobert als sein Nachfolger Pelissier, standen unter dem Banne solcher Einflüsse. Der Kaiser war mit der obersten Heeresleitung nicht einverstanden, wagte es jedoch nicht, direkt einzugreifen. Daß dadurch die im Heere selbst vorhandenen widerstrebenden Elemente sich ermutigt fühlten, darf nicht Wunder nehmen. Nicht umsonst versuchten sie im Kabinet des Kaisers ihren Einfluß geltend zu machen, und so sehen wir das Auftreten geheimer Mächte, die in gewissen Kreisen immerhin ihr Wesen treiben mögen, aus dem Kriegslager jedoch ein für alle Mal verbannt werden müssen. Solchen im Dunkeln gesponnenen Intriguen muß man es zuschreiben, daß General Forey, der sich durch seine Strenge, mit welcher er Zucht und Disziplin aufrecht erhielt, in gewissen Kreisen unbeliebt gemacht hatte, in Ungnade fiel und schließlich, im Anfang des Jahres 1855, als Kommandant der Provinz Oran nach Afrika geschickt wurde. Um dieselbe Zeit traf auch der Ingenieur-General Niel, der bevorzugte Adjutant des Kaisers, dessen Vertrauter und Berather in militärischen Dingen, vor Sebastopol ein. Ohne mit einem bestimmten Kommando betraut zu sein, sollte er jedenfalls im Namen des Kaisers sehen und prüfen, so wie auch wohl nicht weniger dessen Ansichten, die den seinigen entsprachen, zur Geltung bringen. In dieser Beziehung herrschte aber ein vollständiger Gegensatz zwischen ihm und den beiden Höchstkommmandirenden, General Canrobert und Lord Raglan. Diese wollten erst die Südfrent der Festung mit Sturm nehmen und dann den Feind außerhalb derselben bekämpfen, während Niel, und mit ihm der Kaiser, jeden Sturm, ohne die russische Feldarmee vorher geschlagen und die Festung von aller Verbindung nach Außen, auch im Norden, abgeschlossen zu haben, für ein abenteuerliches, mörderisches Unternehmen hielt. Niel verließ die Armee nicht wieder und wurde später nach dem Tode des Generals Bizot Chef des Genies. Mit seinem Bleiben wuchs der Zwiespalt, und Canrobert, der sich vom Adjutanten des Kaisers beeinflussen ließ, während Lord Raglan fest blieb, fiel solchem Zwiespalt zum Opfer. Er suchte um Enthebung von seinem Posten nach, jedoch mit der ausdrücklichen Bitte, seine frühere Division wieder übernehmen zu dürfen. Welche Einflüsse bei der Entscheidung mitwirkten, dafür giebt ein chiffirtes Telegramm Zeugniß, daß zu derselben Stunde, als Canroberts Gesuch beim Grenzboten IV. 1877.

Kaiser eintraf, Marschall Baillant von Niel erhiet. Dasselbe lautete: „Bewilligen Sie ohne Zögern das Gesuch des Generals Canrobert um Enthebung von seinem Posten. Er ist sehr angegriffen. Antworten Sie per Telegraph. General Pelissier ist bereit, das Kommando zu übernehmen.“

Hatte jedoch vielleicht Niel geglaubt in dem neuen Kommandirenden, General Pelissier, einen Bundesgenossen für seine Ansichten zu finden, so wurde er schon durch das erste Antrittsprogramm desselben enttäuscht. In diesem sprach er aus, daß er sich bei Uebernahme seines Kommandos zwei Systemen gegenüber befunden habe: das eine wolle große Unternehmungen nach Außen, um die Russen im Felde zu schlagen, dadurch die Festung zu isoliren und vollständig einzuschließen; das andere System aber verlange zuerst und zunächst die Wegnahme und Zerstörung des südlichen Theils von Sebastopol, um dann mit allen Kräften nach Außen zu operiren; er werde von nun ab mit Entschiedenheit und ohne allen Vorbehalt den letzteren Weg einschlagen und wisse sich dabei im Einverständnis mit dem englischen Oberkommando. Ganz abgesehen von dem schließlichen Erfolge konnte um diese Zeit nicht mehr davon die Rede sein, die bereits im Gange befindliche Belagerung, wenn auch nur zeitweise, wieder einzustellen. Unbekannt mit dem höchst schwierigen Terrain, ohne Karten, würde die verbündete Armee durch jeden Mißerfolg, jeden Rückzug in die peinlichste Lage gebracht worden sein. Dieses Programm besiegelte aber die Disharmonie zwischen dem Kaiser und seinem ersten Feldherrn; sie wurde erst gelöst durch die Erstürmung des Malakof. Daß sie aber noch eine so glänzende Lösung fand, daß keine Saite sprang, daß nicht in eine andere Tonart, d. h. zu einem Wechsel des Systems übergegangen wurde, dessen Folgen gar nicht abzusehen gewesen wären, das war ganz wesentlich das Verdienst des Marschalls Baillant. Mit großer Klugheit und vielem Takt wußte er zwischen der überzeugungsgetreuen Energie Pelissiers und den kaiserlichen Strategemen am grünen Tisch zu vermitteln. Er selbst hielt es unbedingt mit der Ansicht des Oberfeldherrn; dessen Gegner suchte er zu überzeugen, eventuell aber auch ohne viel Federlesen zur Raison zu bringen. Der unter schweren Verlusten abgeschlagene Sturm vom 18 Juni, unternommen zur Ehrenrettung des Tages von Waterloo, schien dem Kaiser und Niel recht zu geben. Um so höher ist es anzuschlagen, daß General Pelissier in seiner Ueberzeugung nicht wankend wurde. Interessant sind die Briefe, die grade nach dieser Katastrophe zwischen Marschall Baillant und Niel, der Oberwasser zu haben glaubte, gewechselt wurden. Gegen Ende Juli schrieb der erstere an Niel: „Sie und Pelissier sind verschiedener Meinung, was ich aufrichtig bedauere. Ich gestehe, daß ich Ihre Ansicht nicht theilen kann. Einen Feldzug zu unternehmen in Gemeinschaft mit der Cholera und einer Belagerung im Rücken, das scheint mir doch mehr wie gewagt; war es vielleicht im Monat

Mai noch möglich, im Juli sicher nicht mehr.“ Nachdem er mit großer Klarheit den mißlungenen Sturm vom 18. Juli, so wie alle Chancen der Kriegsführung besprochen, schließt er mit den Worten: „Ich habe mit dem General Belissier die Ueberzeugung, daß die Belagerung nicht einen Augenblick unterbrochen werden darf; stellen wir hier die Offensive ein, dann wird man uns sofort angreifen. Ich vertraue auf Ihren Muth, Ihre Klugheit und Ihre Geschicklichkeit. Der Wein ist abgezogen, weder Sie noch ich haben ihn eingesehen, aber getrunken muß er werden. Möglicherweise haben wir eine Belagerung von zwei Jahren in Aussicht, schicken wir uns in das Unvermeidliche.“ Später schreibt Baillant: „Ich habe einem vollständigen Bruche zwischen dem Kaiser und Belissier vorgebeugt und dazu gratulire ich mir. Solcher Bruch würde meiner Ueberzeugung nach eine Katastrophe herbeigeführt haben, sowohl in militärischer, wie in politischer Beziehung.“

Es war in der That die höchste Gefahr im Verzuge gewesen und von gewissen Seiten nichts unterlassen worden, um den Kaiser und die öffentliche Meinung gegen Belissier einzunehmen. Als einen wahren Krebschaden darf man die nicht officielle Berichterstattung an den Kaiser ansehen. Der Adjutant desselben General de Béville, Kommandant des Genies beim Reserve-Korps, und der Kommandeur der Kaiserlichen Garde, General Regnaud de Saint Jean d'Angely, waren beide gefährliche Ohrenbläser. Die sehr ernststen Zurechtweisungen von Seiten des Marschalls Baillant hatten keinen Erfolg. General de Béville schreibt wiederholt an den Kaiser, daß die Fortsetzung des Krieges in der bisherigen Weise zum Ruin der Armee führen müsse. Er beschuldigt sogar das Hauptquartier, in Bezug auf die Verluste am 18. Juni, falsche Angaben gemacht und die im Revier behandelten vielen Verwundeten verschwiegen zu haben. Da riß dem Marschall aber denn doch die Geduld, und im höchsten Grade indignirt schrieb er an General Béville: „Es ist nicht genug zu kritisiren und zu tadeln; Sie sind General, nun gut! Was soll geschehen? Sagen Sie es kurz und bündig, man verlangt es von Ihnen, man bittet Sie darum! Aber sich stets auf's Tadeln zu beschränken, par bleu, das ist leicht, das kann jeder, vielleicht würde ich es noch besser verstehen als Sie!“ Die rechte Antwort auf solche Kritik, auf solche Anklagen wäre wohl ein Kriegsgericht und Kassation gewesen.

Es ließe sich noch eine ganze Blumenlese von dergleichen Anklagen, nicht nur gegen den Höchstkommmandirenden, sondern auch gegen andere Generale in verantwortlichen Stellungen zusammenbringen. Sie cirkulirten in Paris und alle Welt sprach davon. General Belissier ließ sich sogar ein mal zu der Aeußerung hinreißen, es verdienten diese Brieffschreiber Stockschläge. Das wirft allerdings ein schlimmes Licht auf den Geist sogar in den höheren Officierkreisen, und man thut gut bei Erwägung der Gründe, welche die Niederlage der französischen

Armee im letzten Kriege herbeiführten, jene Erscheinungen aus früherer Zeit nicht unbeachtet zu lassen. Nicht allein die Tapferkeit einer Armee garantirt den Sieg, ganz wesentlich sind es auch moralische Potenzen, die dabei mitsprechen. Wo soll das so nothwendige Vertrauen in die Führung herkommen, was muß schließlich aus der Disziplin werden, wenn gebliffentlich die Autorität untergraben wird? Man darf sich daher nicht wundern, wenn französische Gefangene des letzten Krieges ihre Generale mit Bezeichnungen titulirten, von denen *traître* noch der mildeste war, obgleich sicher keiner von ihnen, auch nicht Bazaine, sich je einer Verrätherei schuldig gemacht hat. Hierbei könnten wir leicht in Versuchung gerathen, das Kapitel der Sündenböcke noch ausführlich zu behandeln. Wo der Erfolg Alles entscheidet, bedarf man ihrer ganz nothwendig bei Mißerfolgen. Auch im Krimkriege fehlten sie nicht. Zum Glück waren es jedoch immer nur Todte, die man verantwortlich machen konnte; so bei dem mißlungenen Sturme vom 18. Juni die Generale Mayran und Brunet. Höchst belehrend ist ferner das Kapitel der Mißverständnisse, von denen der Krimkrieg eine reiche Sammlung bietet. Sie geben Zeugniß dafür, wie schwer es ist, im Kriege richtig zu befehlen und vielleicht noch schwieriger, erhaltene Befehle im Geiste des Auftraggebers, auch bei veränderter Situation, richtig auszuführen. Erinnern wir nur an den blutigen *steepo-chase* der englischen Kavallerie unter Lord Cardigan bei Balaklava.

kehren wir jedoch wieder zu den Ereignissen vor Sebastopol zurück. Nachdem sich die Russen bei ihrem Angriff vom 16. August, — Schlacht bei Traktir, — blutige Köpfe geholt und mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden waren, saß General Pelissier wieder fester im Sattel. Der 8. September aber machte ihn, so wie den General Mac Mahon, zu gefeierten Helden des französischen Volkes. Der Sturm des Malakof war eine Waffenthats, auf welche die französische Armee mit Recht stolz sein durfte. Mit dem Fall von Sebastopol hatten auch die Ueberwundenen eine blutige Heldenlaufbahn beschloffen.

Es spricht mindestens für die Herzensgüte des Kaisers*) und eine solche soll er in der That besessen haben, wenn er sofort allen Groll vergaß und dem ihm bisher opponirenden Feldherrn volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wie aus dem nachfolgenden Glückwunschschreiben an den zum Marschall ernannten General Pelissier hervorgeht: „Nach dem unglücklichen Ausgange des Angriffs vom

*) Wenn der Kaiser im Februar 1855 4000 Brustharnische, Vordertheile von Kürassen, für die Armee absenden ließ, die von der Infanterie bei Erstürmung der Festungswerke als Schutzwehr getragen werden sollten, so spricht das allerdings mehr für sein gutes Herz, als für militärische Einsicht. Die Bruststücke trafen in der Krim ein, sie sind jedoch niemals gebraucht und der Malakoff ist ohne sie gestürmt worden. Man hielt es für angemessen über diesen delikaten Gegenstand ein kluges Stillschweigen zu beobachten.

18. Juni, ich gestehe es Ihnen ganz offen, war ich wenig gut auf Sie zu sprechen, nicht wegen des Mißerfolges an und für sich, vielmehr weil ich von Ihnen die in solchen Fällen nothwendige Vorsicht vernachlässigt und die unveränderlichen Prinzipien nicht beachtet glaubte. Sie haben diese Fehler in würdiger Weise wieder gut gemacht und ich spreche Ihnen meine volle Anerkennung namentlich auch dafür aus, daß Sie so viel Charakterstärke besaßen, um allen Denen zu widerstehen, welche die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang aufgegeben hatten."

Weniger Anerkennung fand der Kommandirende der englischen Armee, General Simpson, Nachfolger des der Cholera erlegenen Lord Raglan. Seit der Stunde, wo die Times seine nachfolgende so schöne Depesche vom 8. September, groß in ihrer lakonischen Kürze, gebracht hatte: „Die Allirten haben heute Mittag die Werke von Sebastopol angegriffen, der Sturm auf den Malakof ist geglückt, die Franzosen sind im Besitze dieses Werks, der Angriff der Engländer auf den Redan wurde abgeschlagen,“ seit dieser Stunde war General Simpson, aufgegeben von der Regierung, allem Groll der Presse und des Publikums ausgesetzt. Der General Simpson, ein Mann von Seelenstärke und tapferen Herzens, hatte große Verdienste, aber was half das? Er hatte keinen Erfolg gehabt, die verwundete nationale Eitelkeit verlangte ein Opfer. Er ward ihr geopfert. Nur zu häufig läßt sich die öffentliche Meinung ihr Urtheil durch die wetterwendische Göttin Fortuna diktiren.

Zur Zeit als die Friedensunterhandlungen bereits im Gange waren, wurde der in der Krim zurückgebliebene Theil der französischen Armee noch einer harten Prüfung unterworfen. Während die englischen Soldaten, in soliden, heizbaren Baracken untergebracht, sich eines vortrefflichen Gesundheitszustandes erfreuten, füllte die Französische Armee die Lazarethe. Unzweifelhaft trugen hierzu ihre Unterkunftsräume ganz wesentlich mit bei. Anstatt wie die Engländer in Holzbaracken, lagen sie in tief in die Erde eingegrabenen Zelten, und grade dieser Umstand erwies sich als ganz besonders nachtheilig für die Gesundheit. In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember fiel der Thermometer auf dem Plateau des Chersones bis auf 22° unter Null. Außer Brustaffectionen und Dysenterie, richtete der Sforbut Verheerungen an. Bald aber stellte sich auch der Typhus ein, ein Feind, der schlimmer wüthete, als früher die Kugeln der Russen. Die Zahl der Kranken steigerte sich von Monat zu Monat. Man evakuirte alle Tage Kranke nach Konstantinopel, bald reichten jedoch dort die Lazarethe nicht mehr aus. Im Februar erreichte die Zahl der Typhuskranken allein 3500, davon starben allein in der Krim 2400 Menschen; im März stieg daselbst die Zahl der Todten auf 2500. Das Sanitätskorps verlor allein 58 seiner Mitglieder durch den Typhus und 13 Geistliche und barmherzige Schwestern erlagen

dieser Krankheit. Gerade um diese Zeit war es, wo Mißß Nightingale in Scutari einen Ruhm erwarb der höher steht, als der des tapfersten Soldaten. Von den 80,000 Mann, welche die französische Armee während des Krimkrieges verlor, war nur wenig mehr, als der achte Theil, d. h. 10,240 Mann, vor dem Feinde geblieben. Noch bei weiten größer waren die Verluste der russischen Armee. Bei ihr wüthete der Typhus ebenso wie in der französischen Armee, namentlich unter den jungen Rekruten und eingezogenen Milizen. Wie viel Gebeine Verschollener mögen aber an den Straßen aus dem Inneren des weiten Reichs, von den Quellen der Wolga und des Ural, von den Küsten des weißen und des baltischen Meeres bis zu der Landenge von Perecop, gebleicht und ungezählt geblieben sein.

Allen diesen Leiden machte der Frieden ein Ende. Am 5. Juli 1856 schiffte sich Marschall Pelissier mit den letzten französischen Soldaten zu Kamiesch ein, um als Triumphator nach Frankreich zurückzukehren.

Am meisten triumphirte jedoch Napoleon III. Nach dem Frieden von Paris hatte er die Höhe seiner Macht erklommen. Ein Nachfolger war ihm geboren und das Glück schien sein Füllhorn über ihn ausgießen zu wollen. Das Orakel, welches man ehemals in Petersburg suchte, zog man jetzt in Paris zu Rathe. In seinen Händen hielt er die Fäden der europäischen Politik. Der Mensch aber versuche die Götter nicht, denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

W. v. S.

An den westeuropäischen Höfen 1483 bis 1486.

Eine Reisebeschreibung.

III.

4. In Spanien. In Lepe sah sich der Ritter genöthigt das Schiff zu verlassen, Ungewitters wegen, „denn ich daselbst gar bald mit alle meiner Gesellschaft ertrunken und untergegangen wäre“ erzählt er uns. Er ritt bis Niebla.

„Daselbst fand ich“, sagte er, „böse Böllner, die begehrten von mir Schatzung und Zoll, auch von meinen königlichen Gesellschaften, denen gab ich so ernstern und spöttischen Bescheid, daß sie mit Schanden davongingen. Von Niebla bis zu St. Lukas 8 Meilen und von derselben Stadt kam ich